

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 11-12

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

an Problematik ärmer, an positivem Wissen reicher. Hoffentlich ein Wissen, das den Glauben an die wachsende Selbstbesinnung des deutschen Volkes stärkt.

M ü n c h e n, Mitte Februar 1932.

Edgar J. Jung.

Kultur- und Zeitfragen

Die „faulen“ Neger.

Eine Pariserin reist per Auto durch den Kongo. Auf den kleinsten Stationen begrüßen sie freudig blickende Neger. Der Tisch des Kommandanten ist einladend und geschmackvoll gedeckt. Er sagt ihr die süßesten Liebenswürdigkeiten. Guldbvoll schenkt sie drum mancher Station die Ehre eines vollen Tagesbesuches. Weiblich weiß wie sie wieder zuhause ist, schreibt sie ein Buch über die Schwarzen. Weiblich weiß sie sich zu entrüsten, daß es so schwer sei, den Negern Bedürfnisse beizubringen. Oft finde sich nichts in einer Hütte als eine Matte und ein irdenes Gefäß. Es brauche gewaltige Anstrengung, bis der Neger nur einsehe, daß zwei Matten bequemer als eine. Ist zwar der erste Schritt getan, so folgen die weiteren mühelos. Sieht der Schwarze in einem Laden bunte Tücher vor sich liegen, so wünscht er sie sicherlich auch zu erwerben. Und da er das einzig kann, wenn er sich zur Arbeit entschließt, unterzieht er sich ihrer. Solange arbeitet er jetzt, bis das Geld zum ersehnten Ankauf beisammen ist. Nun freilich hat unsere Pariserin Grund zu noch weiterer Empörung. Die Anpassung des Primitiven an unser Wirtschaftssystem geht ihr viel zu wenig geschwind vonstatten. Ein bis zwei Tage Arbeit genügen dem Neger der einzigen Matte, seinen nächsten Wunsch zu befriedigen. Glücklicherweise gelangt sie später in andere Gegenden, die schon soweit zivilisiert sind, daß die Schwarzen acht und zehn Tage im Monat arbeiten. Und zuletzt darf sie wieder nach Europa zurückkehren, wo alle Leute zivilisiert sind und sich unaufhörlich placken und doch jeden Tag neue Bedürfnisse in sich entdecken, die zu befriedigen sie künftig noch mehr arbeiten werden.

Merkwürdig eigentlich, daß jene Neger, die vollkommen von der Zivilisation beledt worden sind, das Argernis sowohl ihrer weißen wie schwarzen Brüder erregen. Roger Martin du Gard berichtet auf Grund seiner Reise in Westafrika, die senegalesischen Schülken, die aus Frankreich in ihre Dörfer zurückkehrten, seien allgemein als Zerstörer der Sitten und wahrhaft heilloser Pack gefürchtet. Anderseits: wissen unsere Landsleute, die Amerika besuchten, nicht immer wieder von der abgrundtiefen Melancholie zu erzählen, auf denen die Lustigkeit des Jazz zuletzt aufgebaut ist? Verhält es sich nicht so, daß hinter diesem eigenartigen Beitrag Amerikas zur Zivilisation im tiefsten Grunde die Sehnsucht des von der Maschine zerstörten Weißen steckt, die Sehnsucht nach der Unbekümmertheit des seine Feste rauschhaft feiernden schwarzen Naturmenschen? Da aber der Jazz nicht von Negern erzeugt wird, sondern von Weißen — oder, wenn von Negern, doch nicht von unzivilisierten, sondern von amerikanisierten —, so ist es kein naturhafter Triebtaumel, der daraus spricht. Es ist nur die Groteske davon. Die rauschende Orgiastik Afrikas — im Jazz ist sie verzerrt ins Fragenhafte! Völlig klar wird es im synchronisierten Film, wo sich die musikalische Frage der zeichnerischen in widerlichster Weise vermählt.

Steht nun aber — gewichtige Frage — diese geheime Sehnsucht nach Afrika nicht in Beziehung zu unserem Verhältnis zur Arbeit? Wie, wenn es nicht mehr stimmte mit ihrer Heiligkeit, wie, wenn das „Arbeiten und nicht verzweifeln“

allmählich seine Sinnhaftigkeit eingebüßt hätte? Wohl ist es uns gelungen, dank dem laufenden Bande die Welt mit Gütern märchenhaft anzufüllen. Doch zu gleicher Zeit feiern Übermillionen Arbeiter unfreiwillig. Und keiner von ihnen weiß, ob er jemals wieder wird mehr verdienen, als genügt, um die knappste Notdurft zu stillen.

Maßlos ist unsere Zeit und Kultur. Babeltürme errichten wir unaufhörlich, die zum schauerlichen Sturze verurteilt sind. Denn kein Übermaß ist denkbar ohne entsprechenden Rückschlag. Ein Babel war der maßlose Humanitätsstaumel des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Rückschlag der überbarbarische Weltkrieg. Ein Babel war das Kriegsziel der Weststaaten: die restlose Demokratisierung der Welt. Der Rückschlag die Diktaturen allerorten. Ein Babel ist das laufende Band. Der Rückschlag die Wirtschaftskrisis.

Bis gestern hat der abendländische, um mit Spengler zu reden: der faustische Mensch der Welt seinen Rhythmus aufgedrückt. Den Rhythmus der Maßlosigkeit! Schon aber beginnt sich der Rückschlag abzuzeichnen. Asien und Afrika erwachen. Und deren Rhythmus ist ein anderer. Er zielt nicht auf Katastrophen, er zielt auf Beharrung. Er kennt jenes Maßhalten, von dem die deutschen Ritter des Mittelalters schwärmten, weil sie es nicht besaßen. Im zwanzigsten Jahrhundert werden wir es erleben, daß auch dieser Rhythmus in der Welt wieder sichtbar wird. Auch ist er in Europa durchaus nicht erstorben. Frankreich weiß, was die „mesure“ ist. Selbst die Schweiz ist solcher Haltung geneigt. Doch den Gesamtrhythmus der weißen Welt beherrschen zur Stunde die germanisch-angelsächsischen Nationen. Noch triumphiert der faustische Mensch. Inmitten der Katastrophe.

Ist man aber einst ihrer völlig bewußt geworden, so wird sich auch die Frage nicht mehr vermeiden lassen, die jedes zerstörte Geschlecht an sich selber gerichtet hat. Warum haben wir die Natur mißachtet? Warum haben wir uns gegen sie gefehrt? Wäre es nicht an der Zeit, zurückzukehren zu ihr? Zwar ist Natur ein schillerndes Wort. Und keine Epoche las es gleich. Aber doch sind sich alle gleich, die Epochen, die nach Natur sich sehnen. Ob sie sie sehen in einer Schweizer Alp oder im afrikanischen Felsengebirge, ihr Sehnen entspringt dem einen und gleichen Gefühl: daß ein Ende gekommen.

Ich denke an die Neger, die jene Pariserin faul schilt und primitiv. Weil sie nicht ganz so rasch Waren kaufen, wie es der Siedler sich wünschte. Man verstatte die kleine Frage: Weshalb eigentlich sollen sie mehr Geld erwerben, als sie gebrauchen? Sind sie nicht gänzlich vernünftig, wenn sie nur solange arbeiten bis ihre Wünsche gestillt? Und sind nicht vielmehr wir die Dummen, die wir knirschen im Banne der Maßlosigkeit? Wir, die vorgestern noch ein Dienstmädchen als Luxus betrachteten, gestern ein eigenes Bad, aber morgen schon ein Auto besitzen müssen und übermorgen ein Flugzeug. Um uns dann glücklich zu fühlen? Keine Rede! Dann erst breitet sich aus das Reich des Rekordteufels. Was dort aber am Ende steht, darüber sind wir zur Genüge unterrichtet.

Der Amerikaner, jenem Teufel am stärksten verfallen, er ist es, der jede Nacht, von heimlicher, uneingestandener Sehnsucht verzerrt, den schwarzen Bruder im Tanze nachahmt. Er weiß, daß jener das Paradies besitzt. Daß jenem die Fülle des Daseins zuteil! Aus seiner Leere tobt er vergeblich nach ihr. Er scheint sich über den Schwarzen lustig zu machen. Und doch kann er nicht lassen von ihm. Seltsam, unheimlich ist Harlems Anziehungskraft...

Ein Irrtum, zu meinen, es gehe nur um Sinnentzettel und Sensation. Im Grunde spürt der Weiße, beginnt zu spüren, daß der Neger vielmals vernünftiger ist. Weil er der Natur noch nicht entglitten! Ein Kenner Afrikas schrieb, daß die Neger faul seien, das müsse er als Märchen bezeichnen. Wenn sie eine Hütte bauen müssen oder eine Brücke verbessern, kurz etwas zu tun sich vornehmen, daß ihnen wichtig ist, dann arbeiten sie mit nicht zu überbietendem Eifer!

Nur das laufende Band widerstrebt ihrem Wesen zutiefst. Und die Zwangsarbeit für ferne Dividendengenießer! Wenn er ein Ziel vor sich sieht, dann arbeitet der Schwarze so gut wie ein Weißer. Doch das Ziel lockt nicht immer. Unregelmäßig ist die Arbeit des Züchters wie die des Jägers. Es ist Saisonarbeit. Auf Zeiten großer Anstrengung folgen Pausen der Ruhe. Regelmäßig aber ist die Arbeit der Frau, die Feld und Garten bebaut. Am laufenden Band zerstampfen die Negerinnen ihre Körner zu Mehl. Stundenlang unermüdlich! Im geordneten Rhythmus geht ihr Tagwerk vom Morgen bis zum Abend. So ging es Jahrhunderte schon. Doch der männliche Rhythmus ist anders. In Schüben äußert er sich, unregelmäßig! Wie der Mann im Geschlechtsleben unter dem Gesetz des Auf und Ab steht, wie er dort Zeiten der Ruhe kennt und solche plötzlicher Brunst, so will er im Grunde arbeiten. So arbeitet der natürliche Mann. Bald heftig, bald gar nicht. Die Frau aber ist anders. Sie, in der immer eine gedämpfte Erotik weilt, die sie zur Liebe befähigt zu jeder Zeit, sie arbeitet gerne beständig, im Gleichtakt, regelmäßig. Von morgens bis abends.

Was ergibt sich für uns? Es ergibt sich dieses: das technisch kapitalistische Zeitalter, höchster und letzter Ausdruck der abendländischen Zivilisation, hat den männlichen Rhythmus — vernichtet. Die Maschine hat dem Mann den weiblichen Rhythmus aufgezwungen. Und daran ist er erkrankt.

Die Revolte der Frauenemanzipation ist zuletzt nichts anderes als ein Ausbruch der Verzweiflung, weil die Männer keine Männer mehr sind. Indem sie sich im Getriebe der Industrie, im starren Netz des Verkehrs, im Mechanismus der Großbanken und Versicherungsinstitute, als winziges Mädchen einer Staatsverwaltung dem weiblichen Rhythmus der regelmäßigen, unleidenschaftlichen Arbeit anpaßten, verloren sie zugleich ihre männliche Schöpferkraft. Sie verloren das, was sie eigentlich zu Männern gestempelt. Und deshalb schicken sich nun die Frauen an, selber Männer zu werden. Doch verzweifelt ähnlich sieht weibliche Flugrajerei oft dem Willen zum Selbstmord, der Fluchtsehnsucht aus einer Welt, die für die Frau entgöttert, weil entmännlicht ist. Ja, die Kriegsbegeisterung des industrialisierten Deutschen anno 1914 entsprang wohl im Tiefsten ebenso der Sehnsucht, endlich dem verhaßten Trott und Einerlei des Maschinenalltags zu entinnen. Der Menschenmann zerbrach die erstickenden Ketten des ihm unerträglich gewordenen, weil weiblichen Maschinenrhythmus und warf sich jauchzend dem (vermeintlichen) Abenteuer in die Arme! Nur zwei Stände gibt es heute, deren Angehörige dem Maschinenrhythmus noch nicht verflaut sind: Künstler und Bauern. Die Künstler pendeln wie die Neger zwischen angestrenzter Arbeit und der Muße der Erschöpfung hin und her. Und die Bauern schwingen immer noch, wenn auch nicht überall mehr, im Rhythmus der Natur, die ewig kennt Frühling und Sommer, Herbst und Winter, Gut und Schnelligkeit von Zeugung und Reife und Ruhe und Schlaf und Bereitung des Künftigen.

Wie lange noch wird überhaupt es männliche Männer geben? Stehen wir am Ende einer Zeit? Oder gar aller Zeiten? Da der Mann, weiblich geworden, keine Lust mehr am Weibe empfindet, das Weib männlich gerichtet, den weibischen Mann nicht ertragen kann. Da drum beide, überdrüssig sich selber und gegenseitig, verweigern sich fortzupflanzen. Stehen wir am Ende der Zeiten, da dieses einbricht über die Menschheit insgesamt? Oder ist nur die weiße Menschheit verworfen dazu und verurteilt?

Oder endlich, Trost und Hoffnung zugleich, bietet nicht gerade die Größe der Gefahr, das Maßlose der Einseitigkeit, Gewähr dafür, daß die Gegenkräfte sich zum Angriff zu sammeln gezwungen sind? Wo aber dieser Angriff zu erfolgen hätte, darüber ist heute und hier nichts weiter zu sagen.

Paul Lang.